

Schweizer Perspektiven

**Jürg Schoch (Hrsg.):
In den Hinterzimmern
des Kalten Krieges. Die
Schweiz und ihr Umgang
mit prominenten Aus-
ländern 1945–1990,**
Orell Füssli Verlag AG,
Zürich 2009, 288 Seiten,
30,80 Euro.

**Erwin Bischof:
Honeckers Handschlag.
Beziehungen Schweiz –
DDR. Demokratie oder
Diktatur,** Verlag
interforum, Bern 2010,
334 Seiten, 36,00 Euro.

**Dieter und Gisela
Riesenberger: Rotes
Kreuz und Weiße Fahne.
Henry Dunant 1828–1910.
Der Mensch hinter
seinem Werk, Geschichte
und Frieden,**
Donat-Verlag, Bremen 2010,
360 Seiten, 19,50 Euro.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Schweiz isoliert zwischen den zwei großen Blöcken. Offiziell neutral, lehnte sie sich eindeutig an den Westen an. Das verschont gebliebene Land war auch eine gesuchte Adresse für ehemalige Funktionäre

des Dritten Reiches. Und nicht minder für Kommunisten, die ihre Heilslehre zu verbreiten suchten.“ Hinter dieser nüchternen, kurzen Situationsbeschreibung auf der Rückseite des Einbands steckt nicht nur eine enorme Fleißarbeit eines journalistischen Autorenteams in den mittlerweile geöffneten Archiven. Tatsächlich eröffnet das Buch dem Leser tiefe, überraschende, mitunter erschreckende, nicht selten auch grotesk anmutende Einblicke in die „Hinterzimmer des Kalten Krieges“. Nicht in die von Spionage und Agententum umwobenen Gruselkammern der Welt- und Großmächte, sondern in die aufgeräumten Amtsstuben der eidgenössischen Hauptstadt Bern. In zwölf umfassend recherchierten und auch noch spannend geschriebenen Storys zeichnen der ehemalige Redakteur der größten Schweizer Abonnementszeitung (*Tages-Anzeiger Zürich*) Jürg Schoch als Herausgeber und seine einstigen Redaktionskollegen das

Schwanken von Politikern und Bürokraten im Umgang mit belasteten ausländischen (meist deutschen) Prominenten nach.

Die Geschichten handeln von Hintermännern und Agitatoren, von Bespitzelung und Intrige, von Opportunismus und Paranoia. Aber sie decken eben auch einen Zeitraum ab, in dem die ideologisch und machtpolitisch geteilte Welt mehrfach am Abgrund stand und die Angst vor einer Aggression aus dem Osten nicht unbegründet war. Zudem hatten seinerzeit – wenngleich aus sehr unterschiedlichen Gründen – vor allem jene beiden Länder im großen Weltgewusel ihre Positionen noch lange nicht gefunden, die in dem Buch die zentrale Rolle spielen: die Schweiz und Deutschland. Schoch und sein Team wollen erklärtermaßen kein Geschichtsbuch über die Epoche von 1945 bis 1990 geschrieben haben, sondern bewusst nur „Momentaufnahmen“. Aber diese fügen sich

trotzdem zu einem deutlichen Bild zusammen, das den Titel tragen könnte: Aus einer Mischung von alter Kameradschaft und übersteigerter Kommunistenangst haben sich die eidgenössische Politik und Verwaltung über Jahrzehnte nach „rechts“ blind gestellt.

Blind nach „rechts“?

Dagegen wurde misstrauisch beäugt und geheimdienstlich so gut wie alles observiert, was „links“ war oder sich mitunter auch nur so gab – Intellektuelle, in- und ausländische Schriftsteller, Kirchenleute, Musiker.

Ohne Zweifel wurde das Buch aus liberalen bis linksliberalen Blickwinkeln geschrieben. Das mindert weder seine Qualität und Aussagekraft noch seinen Unterhaltungswert. Wer wusste bisher, dass die eidgenössische Armee nach dem Krieg meinte, unbedingt Panzer bekommen zu müssen, aber keinerlei taktische und strategische Erfahrungen mit diesem Waffensystem hatte? Diese hingegen besaß im nördlichen Nachbarland ein Mann in Fülle: Ex-Wehrmachtsgeneral Heinz Guderian. Dieser war auch gern bereit, einem alten Schweizer Freund aus der Vorkriegszeit einen Gefallen zu tun und entsprechende Studien

für den Generalstab anzufertigen. Das Dumme war nur, Guderian stand im Berner Innenministerium auf einer schwarzen Liste. Doch die Kameraden im Eidgenössischen fanden Mittel und Wege, den Experten aus dem noch wenige Jahre zuvor total besieigten Norden ohne Wissen der anderen Ministerien „privat“ einzuschleusen. Pikante Randnotiz: Weder Briten noch Franzosen wollten zu Beginn der 1950er-Jahre der Schweiz Panzer liefern. Den kurzzeitig aufgekommenen Gedanken, sich an die Sowjetunion zu wenden, ließ man dann doch rasch wieder fallen.

Oder die Episode um Herbert Blankenhorn: Der in der Adenauer-Zeit wohl einflussreichste Bonner Diplomat begann seine Laufbahn 1929 im Auswärtigen Amt und durchlief verschiedene Stationen im Ausland, so 1943 als Leiter der Wirtschaftsabteilung der deutschen Gesandtschaft in Bern. Nach dem Krieg gehörte er zu den etwa 1100 Deutschen, gegen die ein Einreiseverbot verhängt worden war. Das Problem war nur, dass Bundeskanzler Konrad Adenauer von 1950 und 1952 seine Sommerferien auf dem Bürgenstock über dem Vierwaldstättersee in der Schweiz verbrachte und

Blankenhorn sozusagen seine rechte Hand war. Die Verrenkungen innerhalb und Auseinandersetzungen zwischen den beteiligten eidgenössischen Behörden (in Sonderheit zwischen Innen- und Außenministerium) lesen sich heute höchst vergnüglich. Damals freilich handelte es sich um brisante Angelegenheiten. Schließlich brauchte der urlaubende Kanzler seine Akten, und Blankenhorn war deren Träger. Während das Polizeidepartement (Innenministerium) dem Diplomaten dessen frühere Kontakte zu Schweizer Nazis nicht nachsehen wollte, mahnte das Außenamt, man möge doch die bestimmt wieder aufkommende Bedeutung des jetzt daniederliegenden Deutschland nicht vergessen.

Natürlich gehört zur Aufarbeitung der Nachkriegsgeschichte auch die andere Seite des Antikommunismus. Da fügt es sich glücklich, dass dazu ebenfalls gerade ein Buch vorliegt. Ein Werk allerdings, dessen Autor – der einstige eidgenössische Diplomat, spätere Berner FDP-Großrat und Mitglied der pointiert rechtsbürgerlichen Plattform „Trumpf Buur“ Erwin Bischof – eine durchaus so gewollte stark konservative Betrachtungsweise gefunden

hat. *Honeckers Handschlag* lautet der Titel; es handelt sich also um das Verhältnis der Schweiz zum anderen, kommunistischen deutschen Staat. Genauer: um die oft genug mehr als „blauäugige“ Hinwendung bis unkritische Bewunderung bekannter und berühmter Schweizer Schriftsteller oder Theologen gegenüber der DDR und deren Repräsentanten.

Blauäugige Hinwendung zur DDR

Wenn in den „Hinterzimmern des Kalten Krieges“ zu Recht die übersteigerte Kommunismusangst in der Schweiz angeprangert wird, so weist umgekehrt Erwin Bischof anhand zahlreicher Zitate und Dokumente nach, wie blind und taub viele gerade aus jenem Kreis dem Ostberliner Regime hinterhergelaufen sind. Entdeckt irgendjemand Parallelen zu Deutschland? „Nützliche Idioten“ nennt – Lenin zitierend – der Autor diese Kreise.

Bischofs Buch ist gewiss kein Werk mit abschließendem wissenschaftlichen Anspruch. Dazu blieben ihm zu viele Quellen verschlossen, die Archive der DDR, zum Beispiel, aber auch wichtige Unterlagen der Schweizer Kommunisten. Trotzdem ist das Buch, gerade wegen der über

weite Strecken leidenschaftslos-nüchternen Darlegung simpler Fakten und Zitate, eine wichtige Ergänzung der „Hinterzimmer“. Oder ist es etwa Rufmord, wenn einem Mann wie Karl Barth das Zitat „Gottes geliebte Ostzone“ nachgewiesen wird? Oder der Spruch: „Der Antikommunismus ist schlimmer als der Kommunismus“? Barth machte keinen Hehl daraus, dass er von der moralischen Überlegenheit des Kommunismus gegenüber dem Westen ausging – und brachte damit viele kritisch eingestellte DDR-Bürger in arge Gewissensnöte.

Auf Friedrich Dürrenmatt, den wohl bekanntesten Schweizer Dramatiker des zwanzigsten Jahrhunderts, eingehend, zitiert Erwin Bischof dessen Satz: „Kommunist ist ein Ehrenname, nicht ein Schimpfwort.“ Nicht bloß einmal verwandte Dürrenmatt den politisch-polemischen Faschismus-Begriff im Sinne von Antikommunismus, den er mit totalitär und undemokratisch gleichsetzte. Vielleicht ist es gerade deshalb eine Ironie des Schicksals, dass Bischof dem Dramatiker jetzt erstmals dokumentarisch dessen frühere Mitgliedschaft bei den eidgenössischen Nazis nachweist. 1941 war Dürrenmatt in Bern bei

der „Eidgenössischen Sammlung“ und offen für den Anschluss an das Deutsche Reich eingetreten. Manchmal hüpfte halt das so gern in Anspruch genommene Recht auf Irrtum von der einen genau auf die Gegenseite.

Der Buchtitel *Honeckers Handschlag* bezieht sich auf den Besuch des damaligen Chefs der Schweizer Sozialdemokraten, Herbert Hubacher, und des Stellvertreters Peter Vollmer 1982 in Ost-Berlin. Dessen Lobgesang auf die Errungenschaften der DDR löste daheim ein politisches Erdbeben aus, zumal Hubacher mit keinem Wort die zwischen beiden Ländern strittigen Fragen angesprochen hatte. Die DDR ihrerseits unternahm in den 1970er- und 1980er-Jahren große Anstrengungen, in der Schweiz Einfluss zu gewinnen. Der Erfolg war marginal, mochten die Unterstützungen namhafter Zeitgenossen auch noch so nachdrücklich gewesen sein. Genau das führt die beiden Bücher zusammen und zugleich zu der unausweichlichen Frage nach dem Grund dieses Scheiterns. War es tatsächlich übersteigerte Kommunismusangst in der Bevölkerung und den politischen Eliten? Oder durchschauten die Bürger im Alpenland vielleicht ganz einfach den wahren

Charakter der Diktatur besser als manche, die sich in geistiger Führung wähnten?

Der Weg Henry Dunants

Bei Weitem nicht so direkt wie die beiden vorhergehenden Bücher stellt die Lebensgeschichte und Würdigung einen Bezug zwischen der Schweiz und ihrem deutschen Nachbarn her, die Dieter und Gisela Riesenberger über den Begründer des Roten Kreuzes, Henry Dunant, niedergeschrieben haben. *Rotes Kreuz und Weiße Fahne* heißt das Opus, das vor allem den Menschen „hinter seinem Werk“ aufspüren soll. Tatsächlich schließt sich gegen Ende seines Lebens der geografische Kreis. Denn es waren in erster Linie deutsche Freunde und Bewunderer, darunter auch Angehörige regierender Häuser, die den lange verfemten und über viele Jahre in Vergessenheit geratenen Genfer Kaufmannssohn wieder ins Blickfeld der internationalen Öffentlichkeit holten und ihm zum Friedensnobelpreis verhalfen.

Das Autorenehepaar – sie Oberstudienrätin a. D., er emeritierter Professor für Zeitgeschichte und Didaktik der Geschichte in Paderborn – zeichnet ein ebenso genaues wie faszinierendes Bild des Menschen Dunant, ausgehend

von dessen protestantisch-religiösem Enthusiasmus bei gleichzeitigem („gottgewollten“) materiellen Gewinnstreben, dem mitunter geradezu triebhaft erscheinenden humanitären, sozialen und (später) pazifistischen Engagement. Natürlich findet das Erlebnis Henry Dunants 1859 auf dem Schlachtfeld von Solferino mit den Qualen und dem Sterben der ohne jede Hilfe leidenden Verwundeten breiten Raum. Denn schließlich war dies der Auslöser jenes rastlosen Wirkens, Organisierens, Aufrüttelns und Appellierens an das Gewissen der mächtigen wie der einfachen Leute, das später zu dem die Welt umspannenden Gebilde „Rotes Kreuz“ führte. Aber trotz der zentralen Bedeutung dieses Ereignisses, trotz der daraus resultierenden und rasch Weltberühmtheit erlangenden Schrift *Eine Erinnerung an Solferino* war es eben dennoch nur Ausrufezeichen im Leben dieses außergewöhnlichen Menschen.

Auf Dunant geht die „Genfer Konvention“ zurück, er kämpfte erbittert gegen die Sklaverei, wurde gefeiert und genoss das auch. Aber er erlebte ebenso die andere Seite der Öffentlichkeit: Fehlspekulationen in Algerien führten zur Verurteilung wegen Betrugs, stürzten ihn in Armut, Verzweif-

lung und Vergessen. Jahrelang galt er als verschollen, viele hielten ihn für tot. Er litt unter Depressionen und Verfolgungswahn. Aber als die Welt ihn mithilfe von Freunden in einer Klinik oberhalb des Bodensees schließlich doch wieder entdeckte, wurden bei Henry Dunant im hohen Alter doch noch einmal ungeahnte Kräfte frei. Er, der viele Jahre lang zwar auf dem Schlachtfeld helfen wollte, aber den Krieg dennoch als quasi naturgegeben akzeptiert hatte, entwickelte sich mit einem Mal zu einem glühenden Pazifisten. Diese Passagen, die Schilderungen über die allmählichen Annäherungen der beiden großen Friedenskämpfer Henry Dunant und Berta von Suttner, gehören ohne Zweifel zu den spannendsten Kapiteln des Buches. Was Dunant zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts als Fehlentwicklungen der Zeit geißelte, liest sich heute geradezu als prophetischer Blick in die damalige nahe Zukunft: Rüstungswettlauf, ausbeuterischer Imperialismus, menschenverachtender Militarismus, aber auch das Versagen der Kirchen, die sich nicht scheuten, Waffen zu segnen. Dunant starb 1910, das Buch erschien zu seinem 100. Todestag.